

Sigrid Fischer-Woynack

**Wir waren jung und
es war Krieg**

agenda

Sigrid Fischer-Woynack

Wir waren jung und es war Krieg

Eine Kindheit im 2. Weltkrieg



agenda Verlag

Münster

2025

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2025 agenda Verlag GmbH & Co. KG
Drubbel 4, D-48143 Münster
Tel. +49-(0)251-799610
info@agenda-verlag.de, www.agenda-verlag.de

Druck und Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

ISBN 978-3-89688-917-1

Für meine Kinder und Enkelkinder

Vorwort

„Die schöne, unprätentiöse Sprache, die bei aller Nüchternheit von einer unbeirrbaren Humanität grundiert ist, lässt einen alles ganz nah miterleben, alle kleinen Freuden und alle großen Beklemmungen der Zeit.

Es sind großartige Erzählungen, filmreif sozusagen.

Wäre ich ein Lehrer, würde ich meinen Schülerinnen und Schülern Ihr Buch ans Herz legen.

Haben Sie vielen Dank für dieses bereichernde und anrührende Lese-Erlebnis!“

Ralf Rothmann

Meine Mutter lag im Fenster und unterhielt sich mit einer Nachbarin. Dann drehte Sie sich zu mir um und sagte: „Es ist Krieg.“ Es war der 1. September 1939 und vier Wochen vor meinem zehnten Geburtstag.

Sie schaltete unseren Volksempfänger an und da dröhnte uns schon laute Marschmusik entgegen. Danach sprach der Nachrichtensprecher und wir erfuhren, dass deutsche Truppen in Polen einmarschiert waren.

„Muss Papa jetzt in den Krieg?“, war meine erste Reaktion.

„Das wollen wir doch nicht hoffen“, sagte meine Mutter.

Mein Vater war dreiunddreißig. Erst waren mal die jüngeren Jahrgänge dran. Als er dann doch noch eingezogen wurde, war er bereits siebenunddreißig und der Krieg in vollem Umfang zugange.

Wir wohnten in Duisburg-Beeck und im Jahr 1940 heulten dann immer öfter die Sirenen und die ersten Bomben fielen. Alle Fenster und sonstige Lichtöffnungen mussten verdunkelt werden. Die Kellerfenster, damals mehr Lichtschächte, wurden mit Sandsäcken abgedichtet.

Mitten in der Nacht gab es immer öfter Fliegeralarm und das bedeutete, schnellstens den Luftschutzkeller aufzusuchen. Die Flak (Flieger-Abwehr-Kanone) schoss und erzeugte einen ungeheuren Lärm. Als dann die ersten Bomben fielen, rannte man am nächsten Tag dorthin, um zu sehen, was sie angerichtet hatten. Das halbe Haus war weg und man konnte in jedes Zimmer schauen. Das sah schon erschreckend aus. Damals, am Anfang des Krieges, ahnten wir natürlich nicht, was uns noch bevorstand. Man rechnete ja sogar mit Gasangriffen. In der ersten Zeit hatte jeder, der im Luftschutzkeller saß, ein feuchtes Tuch dabei, das er vor Mund und Nase hielt.

Doch in den Nachrichten, die immer eifrig verfolgt wurden, hieß es, der Krieg würde bald von unserer siegreichen Armee beendet werden. Im Radio erklang nun immer öfter die laute Musik zur Sondermeldung, wenn wieder eine Schlacht gewonnen war. Wir glaubten damals noch fest an den baldigen Endsieg.

Aber auch die Todesanzeigen in der Zeitung mehrten sich. Immer öfter sah man das Eiserne Kreuz. Junge Soldaten, gefallen für Führer und Vaterland. Und dann stand da noch: „In stolzer Trauer.“ Meine Mutter flippte fast jedes Mal aus, wenn sie das las. Eine junge Frau, die täglich die Milch ausschenkte (damals kam der Milchmann noch mit Pferd und Wagen von Tür zu Tür), erzählte eines Morgens weinend, dass ihr Bruder gefallen sei. Während des Krieges fielen noch weitere zwei ihrer Brüder für „Volk und Vaterland“. Die Mutter hat den Tod ihrer drei Söhne nicht verkraftet. Sie wohnten in unserer unmittelbaren Nachbarschaft. Es war sehr traurig.

Als in der Nebenstraße Bomben fielen und mehrere Häuser zerstört wurden, rannten wir Kinder natürlich auch dorthin, um zu sehen, wie groß der Schaden war. Dieses Mal war es ein Haus, in dem ein Mitschüler von mir wohnte. Ich stand da und sah, wie sie ihn tot aus den Trümmern bargen. Es war so schrecklich, dass ich sofort in Panik davonlief und nie wieder zu einem bombardierten Haus gelaufen bin.

Im September 1940, inzwischen mussten wir immer öfter den Luftschutzkeller aufsuchen, fuhr ich mit vielen Kindern unserer Schule, ich besuchte noch die Volksschule, nach Fürstenberg bei Neustrelitz in Mecklenburg. Die NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) hatte diesen Transport organisiert.

Ich wohnte bei einem kinderlosen Ehepaar mittleren Alters. Fliegeralarm gab es hier noch nicht. Onkel Scholz, wie ich ihn nennen durfte, war politischer Leiter und lief meistens in seiner Uniform herum. Außerdem war er auch der Leiter des Wasserwerks. Das Haus, in dem sich das Wasserwerk befand, lag in einem parkähnlichen Garten, der rundherum eingezäunt war.

Oberhalb des Betriebes lag ihre wunderschöne Wohnung. Ich hatte ein Zimmer direkt neben der Küche. Es gab sogar ein Badezimmer, das wir zuhause nicht hatten.

Bei uns wurde samstags in der Zinkbadewanne in der Küche geba-

det. Mein kleiner Bruder zuerst und dann ich. Tante Scholz und ich gingen, bevor gebadet werden konnte, in den nahen Wald um Reiser zu sammeln, damit wurde der

Badeofen geheizt.

Für mich war alles paradiesisch schön. Der große Garten hatte eine riesige Voliere. Auf dem Boden der Voliere tummelten sich Hühner und viele kleine Küken. In einem Stall gab es kleine, gerade erst geborene Kaninchen. Ich fand sie einfach süß und besuchte sie jeden Tag.

Als ich eines Morgens zu der Voliere kam, waren etliche kleine Küken verschwunden. Überall lagen kleine Federn herum. Ein Marder hatte sein Unwesen getrieben. Ich war wegen der kleinen Küken sehr traurig.

Onkel Scholz erneuerte dort, wo der Marder hineingeschlüpft war, den Maschendraht. Wir hofften nun, dass uns die restlichen Küken erhalten blieben. So war es dann auch.

Das tollste aber war, gegenüber von uns, auf der anderen Straßenseite, lag die Schokoladenfabrik Schlenkrich.

Herr und Frau Schlenkrich, ein junges Ehepaar, waren Freunde von Scholz. Das hatte den Vorteil für mich, dass an meinem Bett eine Blechdose stand, die immer mit Schokolade gefüllt war. Und das im Krieg, wo es Schokolade nur rationiert zu kaufen gab. Es war allerdings Bruchschokolade, die aber so gut wie jede andere Schokolade schmeckte.

Schlenkrich hatten eine kleine Tochter, Rosemarie, noch ein Baby, die ich manchmal im Kinderwagen ausfahren durfte. Dafür erhielt ich dann immer eine besonders leckere Schokolade. Wirklich, ich fühlte mich wie im Schlaraffenland. Selbst der Pflaumenkuchen war mit flüssiger Schokolade verziert. Nie wieder hat mir ein Pflaumenkuchen so gut geschmeckt.

Eine Freundin, die bei einem Ehepaar in der Stadt untergebracht war, wohnte direkt am See. Ein Steg führte ein ganzes Stück in

den See hinein. Als ich eines Tages zu schnell darüber lief, fiel ich prompt hinein. Der Schreck war natürlich groß. Ich konnte zwar schwimmen, aber meine Kleider waren triefendnass. Aber ich kann immerhin sagen, dass ich schon einmal in einen der vielen Mecklenburger Seen gefallen bin. Hätte aber damals darauf verzichten können.

Am 1. Oktober war mein 11. Geburtstag. Tante Scholz fuhr mit mir nach Neustrelitz. Dort durfte ich mir ein Paar Schuhe aussuchen. Ich wählte Sandalen mit vielen rotweißen Riemchen. Stolz führte ich sie am nächsten Tag meinen Freundinnen vor.

Das Wetter war für die Jahreszeit sehr schön. Ich weiß, dass ich oft im Sommerkleid herumlaufen konnte.

Neun Wochen dauerte mein Aufenthalt in Fürstenberg. Es war eine schöne Zeit bei ganz lieben Menschen. Wie nett und besorgt sie um mich waren, das zeigte Onkel Scholz, indem er den Rücktransport der Kinder nach Duisburg begleitete. So lernten meine Eltern ihn auch kennen. Er blieb allerdings nur einen Tag. Ich erinnere mich, dass meine Mutter ihm als Geschenk für seine Frau ein Puddingservice aus blauem Glas mitgab.

Wir haben ihn nie wieder gesehen. Der Brief, den ich ihnen nach dem Krieg geschrieben habe, kam mit dem Vermerk

zurück: Beide Eheleute verstorben. Viel später habe ich erfahren, dass sich beide beim Einmarsch der Russen das Leben genommen hatten. Wahrscheinlich wegen seiner aktiven Mitgliedschaft in der Partei. Es hat mich sehr berührt, denn ich hatte sie als sehr liebe Menschen in Erinnerung.

Die Bombenangriffe wurden immer schlimmer. Wir mussten fast jede Nacht in den Keller rennen. Mittlerweile legten wir uns angezogen ins Bett, die Gefahr, den Keller nicht rechtzeitig zu erreichen, schien uns zu groß. Manchmal krachte es schon, bevor wir im Keller waren. Die Flak schoss und es war ein Höllenlärm. Mein jüngerer Bruder schrie und weinte, wenn man ihn aus dem Schlaf riss.

Wir wohnten im zweiten Stock und da seine kleinen Füße nicht so schnell waren, zog meine Mutter ihn an der Hand die Treppe hinunter. Im Keller schlief er dann auf ihrem Schoß sofort wieder ein. Wir waren natürlich alle übermüdet.

Inzwischen war ich ins fünfte Volksschuljahr versetzt worden. Leider musste ich mich von meinem geliebten Lehrer trennen und auf eine andere Schule überwechseln.

Es war damals so üblich, dass die Schule, die ich bisher besuchte, nur bis zur vierten Klasse unterrichten durfte. Meine beste Freundin Ursula wechselte zu meinem großen Kummer zur Oberschule nach Ruhrort. Ich war eine gute Schülerin, doch für meine Eltern war das Schulgeld damals zu hoch.

Mein neuer Klassenlehrer Herr W. kam aus Mähren, aus der damaligen Tschechoslowakei, und war ein großer Nazi. In jeder Schulstunde hetzte er gegen die Juden. Ich mochte ihn ganz und gar nicht. Ich, die immer in der ersten Bank gesessen hatte, saß nun freiwillig hinten in der letzten Bank, möglichst weit weg von dem Lehrer.

So unglücklich wie in dieser Zeit, hatte ich mich in der Schule noch nie gefühlt. Das Kuriose aber war, er mochte mich.

„Du musst auf die höhere Schule“, sagte er mir fast täglich. „Du gehörst nicht in diese Klasse.“

Eines Tages besuchte er tatsächlich meine Eltern und erklärte ihnen, wenn es nicht die Oberschule sein könnte, dann sollte man mich doch wenigstens in der Mittelschule, so nannte man damals die Realschule, in Hamborn anmelden. Dort war das Schulgeld um die Hälfte billiger.

Mein Vater ließ sich nur zu gerne überreden, war er doch stolz, dass der Lehrer sein Töchterchen so hoch einschätzte.

Aber zunächst kam es anders.

Die Kinderlandverschickung, KLV genannt, meldete sich. Wegen der erhöhten Bombengefahr sollten die Schüler in die KLV und zwar in unserem Falle in die Nähe von Prag nach Böhmen, das damalige

Sudetenland. Die tollsten Hotels wurden von den Nazis beschlagnahmt und die Kinder dort untergebracht. Das kam mir gerade recht, nur weg von dieser Schule und diesem Lehrer. Ich meldete mich sofort. Meinen Eltern gefiel das zunächst gar nicht. Ich war im Oktober erst aus Mecklenburg zurückgekommen und der Transport in die Tschechei, (so sagten wir damals) ging schon im Januar. Da aber meine Freundin Irm (Irmgard) sich ebenfalls gemeldet hatte, gaben sie dann doch nach, schließlich ging es auch um meine Sicherheit. Mein jüngerer Bruder dachte allerdings nicht daran, von Mama und Papa wegzugehen.

Zunächst erhielt ich neue Pullover, neue Unterwäsche, Nachthemden usw. Es hieß ja, wir blieben bis Kriegsende. In jedes Teil mussten meine Initialen eingenäht werden. Viel Arbeit für meine Mutter. Dann kam das Beste: Wegen der Läusegefahr im Lager, schlug meine Mutter mir vor, die Zöpfe abschneiden zu lassen. Mein Vater allerdings, der meine Zöpfe mochte, sollte überrascht werden. Uns beiden war nicht ganz wohl dabei. Aber die Zöpfe gingen ab, und ich bekam mit elf Jahren meine erste Dauerwelle. Mit den vielen Elektrosteckern, auf denen die Haare gewickelt wurden, war mein Kopf bleischwer. Damals war das so. Aber ich hielt durch und hatte dann endlich den Lockenkopf, den ich mir immer gewünscht hatte. Ich war begeistert, meine Mutter auch. Mit gemischten Gefühlen gingen wir dann nach Hause. Was würde mein Vater dazu sagen? Damit er nicht sofort überrascht wurde, hielt ich die Kapuze vom Mantel auf dem Kopf.

Als ich dann vor ihm stand und sie herunterließ, schaute er mich zunächst fassungslos an und dann rief er, ich weiß es noch genau: „Sieht das Kind lecker aus“. Er sagte wirklich „lecker“. Meine Mutter und ich atmeten auf, und ich konnte mich über meine Locken nun wirklich freuen.

Wir wohnten damals auf der Welkenbergstraße in Duisburg-Beeck in der 2. Etage des Hauses. Parterre wohnten die Hausbesitzer Kröll.

Sie hatten zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen. Weder mein Bruder noch ich haben jemals mit ihnen gespielt.

In der ersten Etage wohnten Malecki. Vor dem alten Mann hatte ich schreckliche Angst. Er schlurfte immer ganz langsam über den Flur und blickte dabei finster vor sich hin. Mir war er unheimlich.

Der Enkel hieß Willi und lebte fast ständig bei seinen Großeltern, da beide Eltern berufstätig waren. Er war in meinem Alter, aber ich kann mich nicht erinnern, näher mit ihm Kontakt gehabt zu haben. Sein Name wurde erst viel später bekannt. Es war Willi Fährmann, der bekannte Kinder- und Jugendbuchautor. Heute sind sechs Schulen nach ihm benannt.

Nur im Luftschutzkeller rückten wir alle näher zusammen und horchten ängstlich auf das Schießen der Flak und das Krachen der Bomben.

Dass er einmal so berühmt würde, ahnte damals natürlich niemand. Er ist leider 2017 verstorben. Wir haben aber noch miteinander telefoniert und über die damalige gemeinsam erlebte Zeit geredet.

Im Januar 1941 fuhr ich dann mit einem Riesentransport Duisburger Kinder in die Tschechoslowakei. Es war eine, für uns Kinder damals, unendlich lange Zugfahrt.

Als wir schließlich in Julowischt bei Prag im Lager ankamen, waren alle total erschöpft. Das Palast-Hotel, wie unsere Unterkunft hieß, war ein tolles Haus. Das beruhigte mich aber nicht. Jeden Abend weinte ich mich vor Heimweh in den Schlaf. Dass die Lagerleiterin mich dann in ihr Zimmer holte, damit ich die anderen Kinder nicht störte, machte die Sache für mich nur noch schlimmer.

Nach ungefähr vierzehn Tagen resignierte ich schließlich, zumal ich von allen Seiten getröstet wurde. Es hieß ja, wir blieben nur bis der Krieg zu Ende sei. Jeder war überzeugt, das konnte nur bald sein. Wie sehr sich alle täuschten.

Ich hatte das Glück, im schönsten Zimmer des Hotels zu wohnen, Zimmer 3.